

INHALT

Vorsicht, Falschgeld! 5

Achtung, Ausbrecher! 15

AUGUST MICHEL

Der Lauscher hinter der Laterne 23

SOTOHIKO MATSUZAKI

Für Jesus im KZ 32

PAUL SCHNEIDER

Das 9-Minuten-Baby 40

RUDI + INA REIN

Indigo 48

CHARLES STUDD

Die Armee, die die Welt rettet 56

CATHERINE HINE

Der kleine Sarg 66

FAMILIE HOFFMANN

Sekundenschlaf! 72

FRIEDEL HERRMANN

LIMM
& NIES



ZUM VORLESEN
& NACHMACHEN

Die folgenden Kurzgeschichten stammen aus dem Programm von *Radio Doppeldecker* – einer Kindersendung, die die frohe Botschaft von Jesus Christus zeitgemäß verbreiten möchte. Weitere Sendungen findet man als Podcast unter

WWW.DOPPELDECKER.INFO

Vorsicht, Falschgeld!

Manchmal hört man in den Nachrichten von Gefangenen, die ausgebrochen sind und die Gegend unsicher machen. Genau so ein entflohener Knacki war der »Wilde Michel«. Eigentlich hieß er August Philipp Michel. Er war ein gewitzter Geldfälscher, der der Polizei und sogar dem Gefängnis entkommen konnte ...

Erwischt! Jetzt hatten sie mich. Das Spiel war aus. Ich, August Philipp Michel, saß gefesselt vor den Polizisten. Wer hatte mich bloß verraten? Meine gefälschten Geldscheine sahen doch so echt aus ... Jetzt würde meine Mutter erfahren, was für krumme Sachen ihr lieber August die ganze Zeit gemacht hatte.

Ich stamme aus einer Großfamilie im Siegerland. So nennt man die Gegend um Siegen, einer Stadt in Westfalen. Ich habe noch sechs Geschwister. Leider starb mein Vater, als ich zwei Jahre alt war. Meine Mutter war deshalb mit uns Kindern etwas überfordert.

Als ich zehn Jahre alt wurde, ging ich sonntags mit zum Gottesdienst. Eigentlich fand ich es da ziemlich langweilig. Unter anderem waren auch oft einige Hammer Schmiede da. Von denen gab es in Siegen jede Menge. Von dem Krach bei der Arbeit waren sie schwerhörig geworden. Sie mussten deshalb ganz vorne sitzen, damit sie alles besser verstehen konnten.

Nein, so einen harten Job wollte ich nicht machen – irgendwo am Schmiedehammer stehen und von dem Lärm taub werden. Oder sogar im Bergwerk arbeiten und sich die Knochen krumm schuften. Ich dachte mir: »*Michel, du malst und zeichnest gern. Außerdem hast du superscharfe Augen und eine ruhige Hand. Versuch es mal als Zeichner und Druckvorlagen-Hersteller.*« Tatsächlich: Ich hatte Glück. Meine Fähigkeiten halfen mir, bald eine gute Arbeitsstelle in einer Druckerei zu finden.

Dort musste ich in stundenlanger Geduldsarbeit Zeichnungen in polierte Druckplatten eingravieren. Mit diesen Vorlagen druckte man dann Landkarten, Bildbände, Spruchkarten oder Notenblätter. Ich war dabei überaus geschickt. Schon nach wenigen Jahren konnte ich eine eigene kleine Druckerei aufmachen.

Tja, von diesem Handwerk hätte ich gut leben können, aber ich war ein wilder und waghalsiger Kerl. Ich hatte eine blonde »Löwenmähne«. Meine Haare standen wirr in alle Richtungen. Meine Frisur passte deshalb gut zu mir. Mir war die Druckerarbeit bald viel zu langweilig. Und so kam ich auf die verrückte Idee mit dem Falschgeld.

Aber was heißt hier »Falschgeld«? Nach vielen Versuchen sah mein gefälschtes Geld fast genauso aus wie echtes. So echt, dass sogar Bankangestellte es nicht merkten. Meine 20-Mark-Scheine waren bald überall im Umlauf. Nur ich selbst konnte die echten von den falschen Scheinen

unterscheiden. Ich hatte nämlich bei einem Wort auf den Scheinen einen i-Punkt weggelassen.

Ich, August Michel, wurde immer übermütiger. Es war ein spannendes Versteckspiel. Keiner durfte meine verräterischen Druckplatten finden. Aber dann passierte es doch. Irgendjemand schöpfte Verdacht, und so wurde meine geheime Fälscherwerkstatt eines Tages entdeckt. Zwei Polizisten verhafteten mich direkt an meinem Arbeitsplatz und brachten mich in das ca. 60 km entfernte Arnsberg ins Gefängnis.

Die Zellentür fiel ins Schloss, und die Schlüssel rasselten. Aber zu Beginn meiner Untersuchungshaft hatte man mich nicht gut genug kontrolliert! »*Ihr seid nicht schlau genug – nicht für August Michel!*«, dachte ich, als die Gefängniswärter mich in meine Zelle sperrten.

Man hatte mir zwar alles weggenommen: meine Schuhe, meine Kleider, den Inhalt meiner Hosentaschen – aber mein geheimes Werkzeug blieb unentdeckt. Bevor die Polizisten mich abführten, hatte ich nämlich noch schnell eine Eisenfeile in meine dichten blonden Haare gesteckt.

In den kommenden Nächten im Knast schlief ich fast nie, sondern zog meine Feile heraus. Aber ganz bestimmt nicht für meine Fingernägel. Nein, ich feilte damit an den Gitterstäben vor meinem Zellenfenster. An den beiden harten Eisenstäben biss ich mir fast die Zähne aus. Meine Hände waren bald voller Blasen, aber nach über zwei

Wochen war es so weit. Ich konnte den Ausbruch versuchen.

Es war ein kalter Wintertag. Unaufhörlich fielen dicke weiße Flocken vom Himmel und bedeckten die Landschaft. Nach dem kümmerlichen Abendbrot wartete ich, bis der Wärter mein Essgeschirr abgeholt hatte. Dann packte ich mein Bettlaken und riss es vorsichtig in schmale Streifen. Diese Bänder knotete ich aneinander und überprüfte dann meinen selbst geknüpften Strick. Ich dachte: »*Mit diesem Ding kannst du dich heute Nacht sowieso nicht mehr zudecken.*« Also gab es kein Zurück mehr!

Ich schnürte den Strick an einer Gittersprosse fest, setzte mich ins Fenster und drückte mit beiden Beinen gegen die angesägten Stäbe. Ja! Sie gaben tatsächlich nach, brachen ab und fielen nach draußen in die Tiefe. Zum Glück dämpfte der Schnee den scheppernden Aufprall. Flink wie ein Wiesel kletterte ich dann durch die gefährlich scharfen Gitterreste und seilte mich lautlos von Knoten zu Knoten ab.

Aber ich hatte mich verschätzt! Meine Zelle war immerhin im 4. Stock. Mein Seil reichte aber nur bis zum 2. Stockwerk. Unter mir war der dunkle Gefängnishof. Wie tief war es wohl? Und war überhaupt die Luft rein? Ich konnte überhaupt nichts erkennen. Doch ich musste springen. Was blieb mir anderes übrig? Todesmutig ließ ich mich also fallen.

Ich konnte die Höhe nicht abschätzen und den Aufprall deshalb nicht abfedern. Wie ein nasser Sack plumpste ich in den Gefängnishof. Ein stechender Schmerz durchzog meine Beine. Ich rappelte mich auf. Zum Glück hatte ich mir wohl nichts gebrochen. Aber nun kam das zweite Hindernis: die äußere Gefängnismauer. Und die war über vier Meter hoch.

Doch auch das war für mich kein Problem. Ich bückte mich und suchte die zwei abgesägten Gitterstäbe. Da! Ich fand sie im Schnee. Nun keilte ich den ersten Stab in eine Mauerritze, zog mich hoch und steckte den zweiten in die nächste Mauerfuge. Kaum hatte ich die Hälfte der Mauer bewältigt, hörte ich Schritte. So was Blödes! Da kam jemand. Ein schwacher Lichtschein fiel in den Gefängnishof.

Ein Wachmann machte seinen Kontrollgang. Mit einer Petroleum-Laterne marschierte er gemächlich an der Mauer entlang, an der ich hing. Mein Atem stockte. Würde der Beamte meine Spuren im Schnee oder das baumelnde Bettlaken am Fenster entdecken? Ich duckte mich wie versteinert an die Mauer und beobachtete den Mann mit der Laterne. Sollte ich auf ihn springen und ihn ausschalten?

Doch zum Glück merkte der Wachmann nichts. Es gab nämlich mehrere Spuren von anderen Wachleuten, die auch schon durch den Schnee gestapft waren. Der Wächter verschwand am anderen Ende des Gefängnishofs.

Wie eine Katze kletterte ich weiter. Meine Finger waren eiskalt. Ich hatte sie kaum noch unter Kontrolle. Oh nein! Beim letzten Klimmzug verlor ich eines der Eisenstücke! Aber da war ich auch schon oben auf der Mauer. Keine Zeit zum Verschnaufen! Mit einem beherzten Sprung landete ich in einem schneebedeckten Gebüsch.

Doch da bellte plötzlich ein Hund im Gefängnishof. Es war wie in einem nicht enden wollenden Albtraum. Ich lief um mein Leben, stürzte eine Böschung hinunter und hörte unter mir krachendes Eis. Ich stand wohl vor dem Flussufer der Ruhr.

Ohne nachzudenken, sprang ich ins Wasser und schwamm durch den eiskalten Fluss – und das mitten im Februar! Keuchend erreichte ich das andere Ufer. Hurra! Ich, August Michel, war zwar völlig durchgefroren, aber frei!

Schon bald erreichte ich einen schützenden Fichtenwald. Klitschnass und erschöpft ließ ich mich unter ein Dickicht fallen. Das Bellen des Wachhunds hatten die Beamten wohl auch gehört. Ja, sie würden mich, den flüchtigen Geldfälscher, bald verfolgen. Man sah auch meine Spuren im Schnee. Ich musste also weiter.

Wohnte hier nicht ganz in der Nähe ein Freund von mir? Ich fand nach langer Suche sein Haus und warf ihn mitten in der Nacht aus dem Bett. Er gab mir trockene Kleider und ein Stück Schinken. Das werde ich ihm nie vergessen.

Erst nach und nach merkte ich, dass ich trotzdem noch ein Gefangener war. Ich saß noch immer im Gefängnis meiner großen Schuld. Mein verkehrtes Leben ließ sich nicht so leicht abschütteln. Meine Fehler waren trotz des Ausbruchs und meiner Flucht nicht weg.

Wie gerne wäre ich zu meiner Mutter oder meinen Geschwistern gegangen! Also hastete ich durch die Wälder bis in mein geliebtes Siegerland. Aber das war ein Fehler. Die Polizei erwartete mich schon in meinem Heimatdorf. Ich lief ihnen geradezu in die Arme. Damit hatte ich nicht gerechnet. Ich war so geschwächt und müde, dass ich keinen Widerstand leisten konnte. Die Handschellen klickten, und ich war wieder ein Gefangener. Aber dann meldete sich der »Wilde Michel« in mir. Ich versuchte es mit einem Trick:

»Ich, ich kann nicht mehr!«, jammerte ich. »Ich breche zusammen, wenn ich nicht sofort etwas zu essen bekomme.« – »Meinetwegen«, sagte einer der Polizisten, der anscheinend Mitleid mit mir hatte. Immerhin hatte ich seit Tagen fast nichts gegessen. »Aber keine krummen Dinger, Freundchen! Da vorne ist ein Gasthaus, da darfst du eine Suppe essen. Aber WIR werden dich füttern. Verstanden?«

Sie zogen mich hinter sich her in die Gaststube. Meine Hände waren hinter dem Rücken gefesselt. Und so bemerkten meine Bewacher nicht, wie ich geduldig an den Handschellen zerrte. Konnte ich die nicht loswerden?

Meine Hände schwitzten. Und tatsächlich, es klappte. Meine Handgelenke waren so schmal, dass ich sie nach und nach aus den Handschellen herausbekam.

Gerade als die Wirtin die dampfende Suppe vor mich stellte, sprang ich auf, stieß die Polizisten zu Boden und sprang durch die offene Tür. Bis meine Wächter sich zwischen den Stühlen aufgerappelt hatten, war ich über alle Berge. Nur schade um die schöne Suppe!

Nun begann eine atemlose Zeit. Ich konnte mich nirgendwo blicken lassen. Ich lebte wie ein gejagtes Reh. Immer in der Sorge: »*Die schnappen dich, Michel. Die finden dich. Die erkennen dich. Die kriegen dich.*« Ich musste wie ein Marder in Schlupfwinkeln und Scheunen, in abgelegenen Holzschuppen und in verfallenen Hütten hausen. Nur nachts wagte ich mich raus. Ich lebte von Pilzen, Wurzeln und Abfällen. So ging das zwei Monate. Das war kein Leben.

Hier konnte ich jederzeit geschnappt werden, weil man nach mir suchte. Ich musste schleunigst das Siegerland verlassen. Ja, ich war ein Verlierer und konnte hier nicht bleiben. Mein Elternhaus blieb für mich unerreichbar. Meine geliebte Heimat war mir zu gefährlich geworden. Hier kannte mich doch jeder. Alle suchten den »Wilden Michel«, den entwischten Geldfälscher! Ich rasierte meine blonden Haare. Ich schmierte mir Ruß hinein. Unter falschem Namen schlug ich mich durch unbewohntes Gelände. Quer durch den Westerwald, über den Rhein,

bis an die Grenze, und dann rüber nach Frankreich. Dort versuchte ich als Gelegenheitsarbeiter neu anzufangen.

Mit Waldarbeit und Holzhacken verdiente ich mir ein paar Groschen. Aber diese Arbeit war nichts für meine zarten Hände. Und schon gar nichts gegen meinen großen Kohldampf. Ich wollte endlich mal was Ordentliches essen. Mit den paar selbst verdienten Münzen ging ich in ein Gasthaus und bestellte einen Eintopf.

In dichten Rauchschwaden saßen da ein paar junge Franzosen und spielten Skat. Sie schauten zu mir herüber und tuschelten. Dann zeigten sie auf mich und machten ein paar böse Bemerkungen in schlechtem Deutsch. Sie beleidigten mich! Na ja, da bin ich ausgeflippt und hab zugeschlagen. Es gab eine Keilerei, dass die Fetzen flogen. Dummerweise rief der Wirt die Polizei ...

Diesmal war alles zu spät. Ich lag blutend zwischen den Kneipenstühlen, als sie kamen und mich verhafteten. Ich heulte vor Schmerz und Scham. Nun gab es kein Entkommen.

In französischer Haft hatte ich Zeit zum Nachdenken. Aber an meiner Einstellung hatte sich nichts verändert. Ich gab den Jungs aus der Kneipe die Schuld – nicht mir. Es dauerte nicht lange, und die Polizei fand heraus, wen sie da geschnappt hatten: den gesuchten Geldfälscher und Gefängnisausbrecher August Michel. Jetzt warteten 15 Jahre Gefängnis auf mich ...



Wie ist das bei dir? Versuchst du auch, vor deiner Schuld abzuhaufen? Geht es dir manchmal so wie August Michel? Vielleicht denkst du auch: *»Ach, das wird schon alles wieder gut, wenn nur etwas Zeit vergeht. Irgendwann haben sicher alle vergessen, dass ich Mist gebaut habe.«* Nur leider funktioniert das nicht. Und sicher stellst du so manches Mal fest, dass dieses beklemmende Gefühl immer noch da ist.

Aber Gott will dir alles das, was du falsch gemacht hast, deine Sünden, vergeben. Weil er dich unendlich liebt. So sehr, dass sein eigener Sohn Jesus Christus die Strafe, die du für deine Schuld verdient hättest, auf sich genommen hat. Das hört sich unglaublich an, ist aber wahr. Denn das hat er auch für dich getan, damit deine Beziehung zu Gott in Ordnung kommt. Glaubst du das? Dann sag ihm doch, dass es dir leidtut, was du alles angestellt hast, wo du versagt hast und wo du ungerecht warst. Jesus hört dich, und er vergibt dir gern. Lies mal, was Gott zu Menschen sagt, die an seinen Sohn Jesus glauben und mit ihm leben:

»Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein.« Das steht in der Bibel, in Jesaja 43,1. Wer zu ihm gehört, braucht keine Angst mehr zu haben. Und erlöst zu sein, bedeutet, dass Jesus Christus die Strafe für unsere Sünden auf sich genommen hat. ✿

Achtung, Ausbrecher!

Der »Wilde Michel« musste wegen Geld-Fälscherei für viele Jahre ins Gefängnis. Doch er konnte aus dem Knast ausbrechen ... Monatelang lebte er versteckt im Wald, bis man ihn schnappte. Wie geht's weiter? August sitzt im Zug, um wieder ins Gefängnis gebracht zu werden.

Ich wurde von den Franzosen nach Deutschland ausgeliefert. Die deutsche Polizei freute sich, als sie von dem gefassten Geldfälscher und Gefängnisausbrecher August Michel hörte. Immerhin war ich ihnen schon oft entkommen. Nun warteten viele Jahre Gefängnis auf mich ...

Schon bald saß ich in einem Zug Richtung Heimat. An der Grenze wurde ich von deutschen Polizei-Beamten in Empfang genommen. Sie sagten: *»So! Das wird deine letzte Bahnfahrt für viele, viele Jahre. Jetzt geht's ins Gefängnis. Dort wird der ›Wilde Michel‹ erst mal gezähmt!«* – Mehrere Bewacher stiegen mit mir in den Zug. In Gedanken plante ich schon fieberhaft den nächsten Fluchtversuch.

Auf einmal fuhr der Zug ziemlich langsam. Draußen sah man Bauern auf den Feldern und Leute beim Spazierengehen. Ich beneidete sie alle. Mir gegenüber saß ein Polizist, der mich nicht aus den Augen ließ. Wie konnte ich ihn bloß ablenken? Da hatte ich eine Idee: Ich hob die Augenbrauen, pfiß kurz durch die Zähne und sagte:

»Wow. Ich hab ja schon viele schöne Mädchen gesehen, aber die da drüben ...« Als der Polizist sich umdrehte, riss ich blitzschnell seine Dienstwaffe aus dem Holster und stürzte mit der Knarre aus dem Abteil. Der Polizist schrie nur: *»Vorsicht, der Kerl ist bewaffnet!«*

Die anderen Beamten wussten nicht, was sie tun sollten. Sie schauten sich gegenseitig nervös an. Da entriegelte ich mit hochgehaltener Waffe die Waggontür und sprang aus dem fahrenden Zug die Böschung hinab. Natürlich stolperte ich, war aber sofort wieder auf den Beinen und rannte querfeldein davon. *»Wenn ich mich nur irgendwo verstecken könnte ...«*, dachte ich.

Da hörte ich einen entsetzlichen Krach. Jemand im Zug hatte die Notbremse gezogen. Mit lautem Quietschen kam die Lok zum Stehen. Hinter mir überschlugen sich laute Kommandos und die Rufe der Insassen: *»Da drüben rennt er!«* – *»Achtung, der ist gefährlich!«* – *»Da. Bei dem Acker.«* – Ich dachte: *»Wenn ich nur den Wald erreiche, bin ich gerettet! Ob die auf mich schießen werden?«* Ich schlug Haken wie ein Hase und machte Sprünge wie ein Känguru. Bei meinem Vorsprung würden sie mich mit ihren Pistolen wahrscheinlich nicht treffen.

Ich sprang in eine Kuhle im Boden und kraxelte auf der anderen Seite wieder hinaus. Doch dann stand plötzlich, wie aus dem Nichts, breitbeinig ein Bauer vor mir. Er versperrte mir den Weg. Der haltende Zug, das Geschrei und meine vielen Verfolger hatten ihn alarmiert.

Vor meinen Augen lief alles ab wie in Zeitlupe. Sollte dieser elende Bauer meine Flucht verhindern? »*Knall den Kerl ab*«, dachte ich. Ohne nachzudenken, zückte ich die geklaute Polizeiwaffe, hielt sie eiskalt vor den Mann und schrie: »*Verschwinde, oder ich drück ab!*« – Ich spürte, wie sich mein Finger am Abzug krümmte ...

Da warf sich eine Gestalt schützend vor den Bauern. Es war seine Frau. Sie schrie: »*Tu das nicht!*« Ich war völlig perplex. Damit hatte ich nicht gerechnet. Sie riskierte ihr Leben für ihren Mann. Stumm ließ ich die Pistole sinken. Ein Doppelmord? Nein! Obwohl ich gerne frei wäre, konnte ich das nicht tun. Diese Frau hatte mich zur Vernunft gebracht.

Mit einem Schrei aus Wut und Verzweiflung warf ich die geladene Pistole auf den Acker und drehte mich mit erhobenen Händen um. Da stürmten auch schon meine Verfolger heran. Nun wurde nicht lange gefackelt. Sie nahmen mich natürlich sofort fest. »*Alles ist aus!*«, hämmerte es in meinem Kopf.

Neben uns saß das Bauern-Ehepaar im Feld. Sie sahen mich an. Der Mann umarmte seine zitternde Frau liebevoll. Beinahe hätte ich sie erschossen ... Ich dachte an meine Mutter. Ich dachte an mein verpfushtes Leben und weinte – zum ersten Mal nach langer Zeit. »*Vergebt mir!*«, stammelte ich beim Weggehen. Beim Einsteigen in den Zug murmelte ich leise vor mich hin: »*Gott sei Dank bin ich nicht zum Mörder geworden!*« –

GOTT sei Dank? Ich dachte lange darüber nach. Wer hatte mich daran gehindert, abzudrücken? Mir den Weg freizuschießen? Dann dachte ich so bei mir: »*Gott, ich danke Dir. Beinahe wäre ich zum Mörder geworden! Die Liebe der Bauersfrau zu ihrem Mann hat mich davon abgehalten.*«

Zum ersten Mal seit Jahren betete ich mal wieder.

Die Polizisten verstanden nicht, warum ich schmunzeln musste. »*Der hat doch wieder was vor, der ›Wilde Michel!‹*«, sagte einer der Beamten. Den Rest der Fahrt passten sie auf mich auf wie die Schießhunde. Aber ich saß nur regungslos da und dachte nach. Es war nicht nur der Aufschrei der Frau. Gott bewahrte mich davor, ein Mörder zu werden. Das war mir so was von klar!

Das Gericht in Siegen verurteilte mich zu 15 Jahren Gefängnis. In der Zelle ließ ich mich mit lautem Schluchzen auf die Pritsche fallen. »*Lieber tot sein, als 15 Jahre lebendig in diesem primitiven Loch zu sitzen ...*«, murmelte ich.

In meiner Zelle roch ich im Sommer duftendes Heu und im Winter frisch geschlagenes Holz. Die Sehnsucht nach Freiheit brachte mich fast zur Verzweiflung. »*Am besten machst du Selbstmord*«, dachte ich. »*Aber wie?*« Bei einem Rundgang im Gefängnishof fand ich etwas Blinkendes im Dreck. Es war eine Glasscherbe. Ich bückte mich und steckte sie unauffällig ein.

»Damit werde ich mir die Pulsadern aufschneiden!«, nahm ich mir fest vor. Wer sollte mich davon abhalten? *»Noch in dieser Woche! Am besten gleich morgen! Dir wird sowieso keiner nachtrauern.«* Doch dann dachte ich an meine Mutter. Wie ich früher immer auf ihrem Schoß saß. Wie sie mit mir Lieder sang und mit mir betete. Wie wir sonntags zum Gottesdienst gingen ...

Am nächsten Tag zog ich die Scherbe aus meiner Jackentasche und wollte meine Adern damit aufschneiden. Da hörte ich einen hellen Glockenschlag. Ach so! Es war Sonntag. Die Glocken der Gefängniskapelle läuteten zum Gottesdienst. Ich hielt inne und überlegte. *»Na gut. Zum letzten Mal hörst du dir eine Predigt an!«*

Zusammen mit einem Wärter ging ich Richtung Kapelle. Dann schloss er die Tür zu dem kleinen Raum auf. Mit wenigen Gefangenen hockte ich auf einer harten Holzbank. Ein junger Pfarrer ging nach vorne. Er predigte von Petrus und Judas, zwei Freunden von Jesus, die beide einmal ihre Freundschaft zu ihm leugneten. Petrus tat es später leid. Er bereute, was er getan hatte.

An diesem Sonntagmorgen verstand ich, was Gott mir durch den Pfarrer sagen wollte. Es war wie ein Hammerschlag! Die Nachricht aus der Bibel packte mich innerlich und ließ mich nicht wieder los. Die Predigt passte genau zu meiner Situation. Petrus und Judas hatten abgestritten, Jesus zu kennen und seine Freunde zu sein. Beide hatten ihn im Stich gelassen. Beide unterstützten

dadurch, dass Jesus zum Tod verurteilt wurde, obwohl er nichts getan hatte. Aber nur Petrus tat es nachher auch wirklich leid, was er gemacht hatte. Judas dagegen glaubte nicht, dass Jesus ihn trotz seiner Fehler liebte. Aus lauter Verzweiflung beging Judas Selbstmord.

Da zuckte ich zusammen. War ich wie Judas? Oder war ich wie Petrus? Sollte ich mein Leben beenden oder Jesus Christus um Vergebung bitten? Petrus war zwar auch verzweifelt, aber er wusste: Jesus Christus hat mich trotzdem lieb. Er vergibt auch dem größten Versager.

Nach dem Gottesdienst taumelte ich aus der Kapelle und ging über den Gefängnishof zurück zur Zelle. Gott hatte durch diese Predigt zu mir geredet. Genau heute gab's eine Predigt über Selbstmord – unglaublich! Ich schrie in Gedanken zu Gott: *»Rette mich. Ich will nicht wie Judas, sondern wie Petrus sein!«* Zum ersten Mal ließ ich mir vom Gefängniswärter eine Bibel bringen und schlug sie auf. Ich las den ersten Vers aus dem Propheten Jesaja aus Kapitel 43:

»Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein.« Ich las den Vers noch mal: *»Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein.«* Dann kniete ich mich vor der aufgeschlagenen Bibel auf den Boden und redete mit Jesus Christus. Das machte mich unendlich froh. Es war, als wenn Gott direkt neben mir in meiner Zelle wäre.

»*Du bist mein!*« Diese drei Worte merkte ich mir. An diesem Tag hatte sich mein Leben geändert. Ich wollte von nun an so leben, wie es in der Bibel steht.

Am Abend konnte ich vor Glück nicht einschlafen. Obwohl noch endlose Jahre Gefängnis vor mir lagen, hatte mein Leben einen Sinn und ein Ziel bekommen. Zwischen den Gitterstäben konnte ich jetzt in den Himmel sehen. Wie oft hatte ich meine Faust schon gebraucht, um andere zu schlagen! Jetzt konnte ich meine Hände falten und Gott Danke sagen.

Mein Leben war ab diesem Tag tatsächlich wie neu geworden. Zuerst merkten es die Wachbeamten, dann die Gefängnisinsassen. Der »Wilde Michel« war irgendwie ein ganz neuer Mensch geworden.



August Michel saß insgesamt 12 Jahre im Gefängnis. Dann wurde er begnadigt und kam drei Jahre früher frei. Seit seiner Entlassung war August für Jesus Christus unterwegs. Er besuchte Gefangene und alte Menschen, er ging zu Mutlosen.

Bald nannte man ihn in seiner Heimat nur noch »Ohm Michel« – »Onkel Michel«. Wo er hinkam, merkten die Menschen, dass er sie liebte. Immer wieder erzählte er den Leuten unter Tränen seine Geschichte: »*Gott hat mich davon abgehalten, ein Mörder zu werden. Er hat*

mich davon abgehalten, ein Selbstmörder zu werden. Gott hat mein Leben verändert. Er hat mich begnadigt.«

Heftig, was August Michel alles erlebt hat, nicht wahr!? Und echt klasse, was Gott aus seinem verpfuschten Leben Tolles gemacht hat. Wie ist das bei dir? Gibt es auch in deinem Leben Dinge, bei denen du denkst: »Das vergibt mir Gott nie! Ich bin viel zu schlecht für diese Welt«?

Wir wollen dir Mut machen und dir sagen: Dein Leben hat einen Sinn und ein Ziel. Gott liebt dich, ihm bist du nicht egal! Du hast vielleicht nicht so etwas Schlimmes angestellt wie August Michel, aber trotzdem will Gott mit dir neu anfangen. Er will auch dein Leben neu machen und dir zeigen, wie du mit ihm zusammenleben kannst. Erinnerst du dich an den Vers aus Jesaja 43,1?

»Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein.«

Und weißt du noch, was er bedeutet bzw. was Gott dir dadurch sagen möchte? Wenn du an ihn glaubst und ihn um Vergebung bittest, vergibt er dir gerne. Das meint dieses »Erlöst-sein«. Genau wie bei August Michel – dem hat er auch seine Fehler vergeben und ihm eine zweite Chance gegeben. Wenn du an Jesus Christus glaubst und seine Vergebung annimmst, dann ist deine Beziehung zu Gott in Ordnung, dann gehörst du sogar zu ihm und dann brauchst du dich nicht vor der Zukunft fürchten. Das hört sich doch alles ziemlich gut an, nicht wahr!? 🌹

Der Lauscher hinter der Laterne

Die erstaunliche Geschichte von Sotohiko Matsuzaki aus dem fernen Japan. Sie hat sich tatsächlich so ereignet und zeigt, wie wirkungsvoll die Bibel ist. Der ehemalige buddhistische Mönch und spätere Christ Sotohiko Matsuzaki hat sie selbst berichtet.

Sotohiko Matsuzaki wurde als Kind nach strengen buddhistischen Regeln erzogen. Seine Eltern hatten ihn als Mönch zum Dienst im Tempel vorgesehen. Doch Matsuzaki blieb dort tief unglücklich. Der Buddhismus gab ihm keinen inneren Frieden. Er suchte nach einem wirklichen Sinn im Leben.

Und so verließ er den Glauben seiner Väter, wurde von seiner Familie verstoßen und fand im christlichen Glauben endlich die Antwort, die er gesucht hatte. Doch damit begannen die Schwierigkeiten für Matsuzaki erst, denn nun musste er viel Leid und Ablehnung erdulden.

Deshalb machte sich Matsuzaki auf den Weg in die kleine Stadt Komatsu. In dieser Stadt, das wusste er, gab es bislang keinen einzigen Christen. Aber es gab stattdessen in der Stadt Komatsu allein 48 buddhistische Tempel. Alle Bewohner waren in Aberglauben, Ahnenkult und Angst verstrickt.

In Matsuzaki brannte der Wunsch, wenigstens *einen* Menschen zu finden, den er mit Jesus bekannt machen könnte. Aber wo sollte er damit anfangen? Um etwas Geld zu verdienen, nahm er eine Arbeit als Töpfer an. In der Töpferei hatte er aber kaum Gelegenheit, Leute zu treffen.

Also fasste er den Entschluss, nach der Arbeit draußen auf der Straße zu predigen. Matsuzaki gab Gott ein Versprechen. Er betete: »*Mein Herr, ich möchte in Komatsu Deine gute Botschaft weitersagen. Ich verspreche Dir: Das möchte ich gerne 1000 Tage durchhalten. Aber bitte schicke mir einen Menschen, der Dich sucht!*«

Wow! Kannst du dir das vorstellen? 1000 Tage wollte Matsuzaki ununterbrochen in Komatsu auf dem Marktplatz stehen und die frohe Botschaft von Jesus verkünden. 1000 Tage – das ist eine lange Zeit. Aber Matsuzaki hatte es Gott versprochen.

Und so machte er es auch. Abend für Abend ging er aus der Töpferstube, wusch sich, zog sich um und ging dann auf die Straßen von Komatsu. Aber niemand blieb stehen, um ihm zuzuhören.

Doch das konnte Matsuzaki nicht davon abhalten, weiterzupredigen. Er ließ sich nicht entmutigen. 1000 Tage, fast drei Jahre lang, setzte er nicht ein einziges Mal aus. Bei gutem und bei schlechtem Wetter, in der Hitze des Sommers und in der Kälte des Winters, ob er sich gut fühlte

oder schlecht: Immer stand er auf der Straße und erzählte mutig die gute Botschaft von Jesus Christus, der die Sünder liebt. Er hatte es ja Gott versprochen.

In Komatsu war Matsuzaki natürlich bald stadtbekannt. Alle nannten ihn nur den »Christus-Depp«. Nicht ein einziger Mitmensch wollte etwas von seiner Botschaft wissen. Die Worte des Straßenpredigers schienen wie an einer Betonmauer abzuprallen. Der Buddhismus in Komatsu war wie eine uneinnehmbare Festung.

Aber Matsuzaki gab dennoch nicht auf. Auch nicht, als die beinahe drei Jahre vorbei waren. Er hatte Gott zwar 1000 Tage versprochen, aber in seinem Herzen brannte immer noch der Wunsch: *»Herr, schicke mir bitte einen Menschen, der Dich sucht!«*

Am 1012. Tag geschah etwas Merkwürdiges. Abends, als er wieder einmal auf der Straße predigte, sah er eine Gestalt, die hinter einen Laternenpfahl huschte und stehen blieb. Versteckte sich da jemand, um unauffällig zuhören zu können? Sotohiko Matsuzaki konnte weder das Gesicht noch das Alter der Person erkennen.

Dann überlegte Matsuzaki, ob das vielleicht ein Spitzel der Polizei sei. Christen wurden damals in Japan nicht gerade wohlwollend behandelt. Und wenn schon! Er hatte ja nichts zu verbergen. Mutig predigte Matsuzaki weiter. Aber der Lauscher hinter der Laterne schien kein Abgesandter der Polizei zu sein.

Die Gestalt da hinten machte sich keine Notizen, sondern hörte ganz genau hin. Die geheimnisvolle Person kam ab da jeden Abend, blieb in einigem Abstand hinter einer Laterne stehen und lauschte dem einsamen Prediger. Matsuzaki freute sich mächtig, dass er nun nach drei Jahren endlich einen Zuhörer hatte.

Erst nach zehn Abenden trat der Unbekannte etwas näher heran. Es war ein junger Mann in sehr einfacher Kleidung. Matsuzaki strahlte ihn an, verbeugte sich tief und fragte: »*Konbanwa* (das heißt: *Guten Abend*)! *Wie heißt du, mein Freund?*« – Etwas verlegen verbeugte sich auch der Fremde und antwortete: »*Hajime mashite* (das heißt: *Erfreut, Sie kennenzulernen*)! *Mein Name ist Hogai, und Ihrer?!*« – »*Ich heiße Sotohiko Matsuzaki. Komm, wir trinken zusammen einen Tee ...*«

Die beiden Männer gingen zu einem Teehaus, setzten sich an einen der Tische, und Hogai begann – noch ein wenig scheu – zu erzählen.

Er wohnte in dem zehn Kilometer entfernten Dorf namens Kizu. Seine Familie lebte dort von etwas Landwirtschaft und Fischfang. »*Waaas?*«, fragte Matsuzaki erstaunt. »*Du kommst aus Kizu? Das sind doch mindestens zehn Kilometer. Ist dir das nicht zu weit, jeden Abend die Strecke nach Komatsu zu laufen, um einen verrückten Prediger wie mich zu hören?*« – »*Nein, nein! Das ist nicht zu weit. Ich habe ja ein Fahrrad!*«, antwortete Hogai mit einem Glänzen in den Augen.

»Aber, sag mir, Hogai: Wie bist du dazu gekommen, dir die Straßenpredigten von mir anzuhören?« Hogai rutschte auf seinem Stuhl hin und her, schlürfte dabei an seinem Tee und begann dann mit seiner unglaublichen Geschichte: »Also, das kam so ...:

Ich war im letzten Herbst mit anderen jungen Leuten aus meinem Dorf an einem See zum Fischen. Aber es war wohl viel zu kalt. Kein Fisch biss an. Wir hatten die ganze Nacht nichts gefangen. Durchgefroren und enttäuscht wollten alle zurück nach Kizu. Nur ich mochte noch nicht aufgeben. Ich wollte es noch einmal versuchen. Alleine auf dem Boot warf ich das Netz noch mal aus und wartete.

Als ich schon fast im Morgengrauen das Netz einholte, hatte ich tatsächlich etwas gefangen. Aber was für eine Enttäuschung! Es waren nur zwei völlig aufgeweichte kleine Bücher mit blauem Einband.

Auf dem Deckel stand ›Gute Nachricht nach Johannes‹. ›Zwei komische Bücher‹, dachte ich. ›Und dann auch noch zweimal das gleiche Buch.‹ Aber ich hab sie trotzdem behalten und nicht zurück in den See geschmissen. Vorsichtig legte ich sie nahe an meine Petroleumlampe an Bord und fischte weiter.

Als die Büchlein halbwegs trocken waren, versuchte ich, die dünnen Seiten aufzuschlagen. Das ging aber gar nicht so einfach. Sie klebten zum Teil aneinander. Aber ganz hinten ließ sich eines gut umblättern – ich öffnete es bei der dicken Zahl 21. Da stand auf Japanisch: ›Er aber sprach zu ihnen:

Werft das Netz auf der rechten Seite des Schiffes aus, und ihr werdet finden.<

›Ach so<, dachte ich sofort. ›Das ist bestimmt ein Anglerbuch, das jemand hier im See verloren hat. Hier gibt ein gewisser Johannes Tipps zum Fischen.< Also las ich weiter: *›Da warfen sie es aus und vermochten es vor der Menge der Fische nicht mehr zu ziehen.<*

›Aha. Hier steht, man soll das Netz besser auf der rechten Seite auswerfen. Keine Ahnung, wozu das gut sein soll. Aber gut, ich will's gleich mal versuchen.< Mit diesem Gedanken warf ich mein Netz auf der rechten Seite ins Wasser. Und ob du es glaubst oder nicht: Ich hatte tatsächlich Glück. Mir gingen an die zwanzig Kilo Fisch ins Netz!«

Matsuzaki setzte ungläubig seine Teetasse ab und rieb sich mit weit aufgerissenen Augen seinen kleinen Kinnbart.

»Natürlich war ich über den Erfolg beim Fischen nach Anweisung des Buches sehr erstaunt. Deshalb las ich natürlich sehr neugierig weiter in dem blauen Mini-Handbuch übers Fischen«, erzählte Hogai übersprudelnd weiter. »Manches konnte ich wegen der zusammengeklebten Buchseiten nicht lesen. Aber dann schlug ich einfach das zweite Büchlein auf und versuchte dort die betreffenden Stellen aufzuschlagen. Erst allmählich merkte ich, was ich da gefischt hatte. Das waren wohl diese ausländischen Götterbücher, die bei uns einmal überall verteilt wurden, aber dann streng verboten waren!« –